

Ueberflüssiges und Notwendiges.

Allerlei vom Tage.

Ein neues, hübsch ausgestattetes Lokal in der Stadt. Die Neuheit zieht an, die hübsche Ausstattung lockt die Vermögenden. Man verspottet Generale, Marschälle, Könige. In den Logen wird Champagner getrunken, siebenzig Kronen die billigste Marke. Die sich's leisten können, werden nicht alle. Ein guter Komiker in der Maske eines Heerführers löst Lachstürme aus. Man spricht von verlorenen Schlachten, von zugrunde gerichteten Armeen, der Komiker in Marschallsuniform erklärt, daß ihm das gleichgültig sei. Das Publikum wälzt sich vor Lachen.

An einem Barterreichte sitzen zwei italienische Offiziere, junge Männer mit beneidenswert blühender Gesichtsfarbe. Ein Dolmetsch übersetzt ihnen die Wortschlager. Einer der jungen Italiener erhebt sich und sieht sich dieses Publikum an, das johlend die österreichischen Niederlagen als willkommen humoristische Pointen begrüßt.

Unvermeidliches, Unvermeidliches mit Würde tragen, das ist uns vom Schicksal vorgeschrieben worden. Am Tage, da unsere Flotte nach Venedig geschleppt wird, über unsere Zertrümmerung zu spotten, ist überflüssig.

Wir müßten einen Rauberspiegel haben, um uns selbst zu erkennen. Wir müßten sehen wie wir vor fünf Jahren waren und wie wir heute sind. Andere Körper, andere Geister. Auch der Gefündeste bedürfte eines Sanatoriums, um eine gewisse Zeit in Unfähigkeit leben und die schrecklichen Ereignisse verdämmern zu dürfen. Ein Kind, das nicht hohläugig, nicht krank, nicht halb verhungert ist, gilt als Abnormität. Der viel zu weite Kragen, die Abnahme des Körpergewichtes sind nur äußerliche Zeichen. Innerlich haben wir uns mehr verändert. Wir haben den Glauben an uns verloren, wir sind von Haß erfüllt. Duldsamkeit, die wichtigste Eigenschaft, um nebeneinander leben zu können, ist uns abhanden gekommen. Wir drängen mit Leibeskraft, um in die Trabbahn zu kommen, aber wir stemmen uns gegen den, der nach uns einsteigen will. Wir verweisen den Nachbarn in den Weiwagen, aber wehe, wenn u n s jemand den Rudersack verweisen will; wir gucken in die Köpfe des Nachbarn, um zu kontrollieren, ob sie auch wirklich fleischlos sind; aber was würden wir sagen, wenn jemand auf den Grund unserer Kübentopfes ein Stück peinlich erworbenes Schöpfiernez entdecken würde? — Der Wirt muß um neun Uhr spezen; nur wenn wir sein schales Bier trinken, darf es auf ein paar Minuten nicht ankommen. Der Nebenmann muß bei Todesstrafe Saharin zum Schwarzen erhalten, wenn der Cafetier aber uns, dem „Stammgast“, ein Stück Zucker unter die Papierterravette schiebt, dann ist das nur selbstverständlich.

Das Verachtenswerte des Denunziantentums, die Schändlichkeit des Naderers aus dem Vormärz — fast sind uns diese Begriffe von Unmoral verloren gegangen. Die Not darf uns niederdrücken, aber sie darf uns nicht schlecht machen. Diese Erkenntnis ist notwendig.

Die Bars sind tagtäglich ausverkauft. Sie veranhalten Bälle, sie haben für echt französischen Champagner gesorgt (die inländischen Marken trinken „nur Kriegsgewinner“, für englische Getränke, für echte Importen. (Ein Henry Clay hat den Kurzwert von 50 Kronen.) Man übertritt die Verordnung ein, zwei, zehnmal: Lichtvorschriften, Speerrunde, fleischlose Tage, noch vieles andere. Der Wirt lächelt. Er hat ir. endeine „Beziehung“. Die Monarchie ist erschlagen, die Könige sind verwiesen, aber durchs Schlüsselloch kriecht in die neue Republik die Er.aktion herein.

Wien tanzt. Bei elektrischer Beleuchtung und sorgfältig verriegelten Fensterläden in der Innern

Stadt; in Künstlerateliers bei Kerzenlicht und beim Hausherrn in der Vorstadt bei Lampenschein. Kein Wort gegen den Tanz. Was jung war vor dem Krieg, ist jetzt alt geworden und hat das Recht, jetzt ein paar Stunden harmlosen Vergnügens zu genießen. Je größer das Elend, um so größer die Eucht, es zu vergessen. Wer sich an Manzoni und Eugen Sue erinnert, wird wissen, daß die tollsten, Maskenfeste Italiens und Frankreichs in die Zeit fielen, da die Cholera Tausende von Opfern forderte.

Aber es gibt eine erwogene und mit Recht bemessene Speerrunde. Muß die Schaffnerin, die ihren Frühdienst antritt, der Lehrer, der zur Schule eilt, der Angestellte, der ins Amt geht, der Arbeitslose, der sich um eine Stelle umsieht, müssen sie alle dem Maskenschwarz, der toll, übernünftig, oft nicht ganz nüchtern seiner Wege zieht, begegnen?

Das Völlchen spürt der Teufel nie und wenn er sie am Kragen hätte. Gefährliche Ueberflüssigkeiten!

Ein guter Maurer verdient vierzig Kronen täglich. Plagt sich redlich und kann bei dem Hunger und Durst, den sein Handwerk verursacht, keine großen Sprünge machen. Ein geschickter „Mirtter“ (aus England oder Amerika importierter Mirtter von Bargetränken) erhält zweitausend Kronen per Monat für die freiwilligen Zuwendungen und die Naturalabgaben nicht miteingerechnet. Ein Kinosapellmeister verlangt für täglich sechsstündige Arbeitszeit tarifmäßig achtzehntausend Kronen Jahresgehalt.

Maurer, Mirtter und Kinosapellmeister sind vollständig in ihrem Recht. In einer Zeit, da das Geld weder etwas gilt noch zum Umtausch gegen Ware zu verwenden ist, darf man mit einem Stück farbige bedruckten Papiers nicht rechnen. Und die Frage: Wie soll sich der Ingenieur, der Architekt, der Kapellmeister der Oper bezahlen lassen, ist müßig und gegenstandslos.

Aber die Beamten, die Lehrer, die Hochschulpromessoren? Und die akademischen Berufe überhaupt?

Bildung und Wissen soll kein Vorteil sein zu einer Zeit, da die Gerechtigkeit durch die Welt zu schreiten beginnt, Privilegierten stürzt und eine neue Ordnung aufbaut.

Wo aber bleibt diese Gerechtigkeit, die dem Maurer 1200 Kronen Monatseinkommen sichert und den Lehrer, wenn er ebenjoviele Kinder als Dienstjahre zählt, mit achtausend Kronen im Jahr zum Verhungern zwingt?

Noch haben nicht alle Morgenröten geleuchtet.

A. D.-G.